

Bericht von George G. Shelton (Früher Günter Schönenberg) aus Gelsenkirchen

Es ist nicht leicht, sich nach mehr als 60 Jahren an alles zu erinnern, was einem persönlich widerfahren ist. Bis zur Machtübernahme durch die Nazi-Regierung im Januar 1933 verlief mein Leben wie das aller anderen Gelsenkirchener meines Alters, ganz gleichgültig welcher Religionsgemeinschaft - oder wie das später bezeichnet wurde: „Rasse“ - wir angehörten.

1933-1938

All das änderte sich plötzlich und wurde fühlbar mit dem ersten offiziellen Boykott am 1. April 1933. Meine Schulfreunde im Real-Gymnasium änderten ihr Verhalten gegen ihre jüdischen Mitschüler schlagartig, was wir im Anfang als nicht so schlimm empfanden. Nachdem aber verschiedene Lehrer in SA- oder SS-Uniformen erschienen, verschlechterte sich die Lage für die jüdischen Schüler sehr. Es muss auch erwähnt werden, dass einige Lehrer, obwohl sie in der Minderheit waren, besonders unser Lateinlehrer, sehr gegen das Nazi-Regime eingestellt waren. Ich weiß nicht, was aus ihnen geworden ist.

Da die Lage für die jüdischen Schüler unhaltbar wurde, nahmen meine Eltern mich aus dem Gymnasium und ich besuchte für einige Zeit die jüdische Volksschule. All das war wenig erfreulich, aber wenn man noch so jung ist, sieht man alles als weniger gefährlich an.

Im Februar 1935 kam ich in die kaufmännische Lehre, allerdings nur bis Dezember 1935, da man sich für die Auswanderung vorbereiten und ein Handwerk erlernen sollte. In der kaufmännischen Lehre musste ich dreimal die Woche die Handelsschule besuchen. Eines Tages rief mich der Lehrer auf, nach vorne zu kommen, und erklärte der gesamten Klasse, er wollte ihnen jetzt den Prototyp eines „deutsch-arischen“ Jungen zeigen. Groß, blond, blauäugig, gerade Nase, keine Plattfüße, usw. Dann durfte ich mich wieder auf meinen Platz setzen. Der Schüler neben mir war „halb-arisch“ und wusste, dass ich jüdisch war und fragte mich „Was jetzt?“ Nach Beendigung des Unterrichts ging ich zum Lehrer und erklärte ihm, dass ich jüdisch sei, und er sagte, „Wie kann das denn möglich sein?“ Das Endergebnis: Ich brauchte nicht mehr in die Schule zu kommen.

Ich bekam eine Stelle als Lehrjunge in einer Eisen- und Schrott-Kompanie, wo ich schweißen lernen sollte und verschiedene Metalle kennen musste. Dort blieb ich bis Juni 1938, bis die Firma „arisiert“ wurde, was auch zur gleichen Zeit mit der Firma meiner ersten Stelle geschah. Im Mai 1936 verstarb mein Vater und durch den Todesfall veränderte sich viel in unserem Leben. Meine Mutter übernahm mit Hilfe meiner Schwester das Geschäft, was durch Boykott und Nazi-Propaganda natürlich sehr gelitten hatte. Mein Vater wurde auf dem alten jüdischen Friedhof an der Wanner Straße beigesetzt, wo auch seine Eltern in den 1920er Jahren und seine Großmutter bereits in den 1890er Jahren beerdigt worden waren. Wir waren eine alteingesessene, angesehene Familie in Gelsenkirchen und meine Vorfahren lebten bereits über 200 Jahre in Westfalen.

Jetzt wurden wir als Menschen 2. Klasse oder weniger behandelt. Der Antisemitismus verschlimmerte sich und persönlich machte ich viele unangenehme Erfahrungen. Verschiedene Familien, die in unserem Hause wohnten, hatten Söhne in meinem Alter, mit denen ich aufgewachsen und befreundet war. Plötzlich war ich in deren Augen ein „Judenschwein“, was nicht verwunderlich war, denn nicht weit entfernt von uns in unserer Straße war ein sehr großes Schild aus Holz und Eisen aufgestellt mit dem Motto „Die Juden sind unser Unglück - sie bleiben uns vom Leibe“. Man kann sich vorstellen, dass junge Menschen von derartiger Propaganda beeinflusst wurden.

An einem sonnigen Tag hatte ich mich mit jüdischen Freunden zum Schwimmen in einem Freibad verabredet (das war 1935 noch möglich). Wir trafen uns dort als plötzlich ein SA-Mann in Uniform mich rechts und links ohrfeigte und dann sagte, was mir wohl einfiel, als deutscher und arischer Junge mich mit diesen „Jordanplantschern“ zu unterhalten. Nach den Vorstellungen der Nazis sah ich nicht jüdisch aus.

Jetzt musste meine Auswanderung ernstlich betrieben werden. Es war nicht einfach, in ein anderes Land zu kommen, denn die Nazi-Gesetze gegen die Juden machten es mit jedem neuen Monat schwieriger, und die Schickanierereien der Behörden waren unausstehlich. Zudem hatten alle anderen Länder ihre eigenen

Gesetze, die das Einwandern erschwerten. Man musste also annehmen, was einem geboten wurde.

Ich bekam die Erlaubnis, nach Holland einzureisen. Da alle Vorbereitungen für meine Auswanderung längst getroffen waren, konnte ich schnell abreisen. Meine Mutter und Schwester fuhren mit mir bis nach Oberhausen, wo ich den Zug nach Amsterdam nahm, nicht wissend, dass ich meine Mutter nie wieder sehen sollte. Das war am 18. August 1938. Nach einer Viertelstunde im Zug kam der Billettkontrollleur, um meinen Fahrschein zu kontrollieren. Ich hatte geweint und er fragte mich, warum ich weinte. Als ich ihm meinen Namen sagte, fragte er mich, ob ich der Sohn von Julius Schönenberg sei und sagte dann, ich sollte froh sein, dass ich aus Deutschland heraus käme.

Holland 1938-1943

In Nord-Holland kam ich in ein Trainingslager (Werkdorp Nieuwesluis, N.H.), wo ich von August 1938 bis März 1941 die Landwirtschaft erlernen sollte. Natürlich war alles sehr fremd und ungewohnt für mich, aber man gewöhnte sich schnell an die neue Umgebung, besonders weil man mit vielen jungen Leuten zusammen war, die das gleiche Schicksal hatten. Bei meiner landwirtschaftlichen Ausbildung bekam ich 1940 ein Diplom für „Gutes Melken und Viehversorgung“. Endlich konnte man sich wieder freier fühlen, allerdings machte ich mir immer Sorgen um meine in Deutschland zurückgelassene Familie und die Verwandten. Dann kam die so genannte „Kristallnacht“ im November 1938, in der mein Elternhaus auch nicht verschont blieb.

Die Nazis erklärten meiner Mutter und Schwester das ALLES kurz und klein geschlagen werde, da ich im Ausland „Gräuelmärchen verbreitete“. Dann trieben sie meine Mutter und Schwester aus der Wohnung ins Treppenhaus, wo sie bei verschiedenen Mietern an die Tür klopfen. Alle Türen blieben verschlossen, bis endlich jemand in der zweiten Etage die Frauen in ihre Wohnung ließ und ihnen Stühle anbot. Inzwischen war in der Wohnung und im Geschäftslokal alles zerschlagen worden, und was an persönlichen Sachen dieser Bande gefiel, haben sie sich einfach in ihre Taschen gesteckt. Alles, was auf die Straße geworfen worden war, haben sich andere genommen. Die Scherben und alles, was am anderen Tag noch herumlag, mussten die Juden selber sauber machen und in Ordnung bringen. „Zur Strafe“ erlegte die Nazi-Regierung allen Juden in Deutschland eine hohe Geldstrafe auf, die so genannte „Judensteuer“. Für alle diese Verluste sind wir nie entschädigt worden. Nach diesem Pogrom wurde das Geschäft „arisiert“, die Besetzung wurde zwangsverkauft und der Erlös kam auf ein Sperrkonto, über das man nicht frei verfügen konnte.

Meine Mutter und Schwester fanden Zuflucht bei einer Schwester meiner Mutter in einem kleinen Ort in Lippe-Detmold, wo sie für einige Zeit unbehelligt leben konnten. Meine Schwester versuchte nach England oder Holland zu kommen. Die Einreiseerlaubnis nach Holland kam vor dem Visum nach England, so ging sie nach Holland (Juni 1939). Das Visum für England kam eine Woche später, aber wir hatten nicht das Geld für die Reise von Rotterdam nach London. Leider konnten wir uns nicht so oft sehen, aber wir waren in steter Sorge um unsere Mutter und Tante, die wir nicht aus Deutschland herausbekommen konnten.

Im Mai 1940 marschierten die Deutschen in Holland ein und es dauerte nicht lang bis die ersten Gesetze gegen die Juden herauskamen. Bis März 1941 blieben wir alle in unserem Trainingslager, dann fuhren eines Tages Autobusse vor, begleitet von der SS. Wir wurden angewiesen, in die Busse zu steigen, mussten alles stehen und liegen lassen. Obwohl wir böse Vorahnungen hatten, brachte man uns nur nach Amsterdam und zu unserer Überraschung ließen sie uns dort gehen. Es waren ca. 30 Personen im Lager zurückgelassen worden, die das Vieh versorgen mussten. Diese Leute sorgten dafür, dass fast jeder von uns seine Sachen nachgeschickt bekam.

Wir wurden von holländischen Familien aufgenommen. Obwohl ich Verwandte in Amsterdam hatte, konnten sie mich wegen Platzmangels nicht aufnehmen, ich konnte allerdings später meine Sachen dort unterstellen. Meine Schwester, die im holländischen Küstengebiet lebte, wurde schließlich in Leeuwarden untergebracht, wo ich sie wenigstens verschiedentlich besuchen konnte.

Im Anfang richtete das holländisch-jüdische Komitee eine Schule für uns ein, um weiter Landwirtschaft

und Fremdsprachen zu erlernen. Das hielt nicht lange an. Die Gesetze gegen Juden wurden sehr verschärft und die ersten „Razzien“ fingen an. Da wir zu der Zeit alle den gelben Stern tragen mussten, wurden junge Männer einfach auf den Straßen aufgegriffen und in Konzentrationslager geschickt, niemals ist jemand davon zurückgekommen. Da die Schule nicht lange existierte, konnte ich beim Komitee im Büro arbeiten. Zu der Zeit konnte man noch versuchen, Formulare für die Auswanderung bei den deutschen Behörden einzureichen. Meine Auswanderungsanträge nach San Domingo erhielten von den deutschen Behörden die Nummer 13. Zur gleichen Zeit war das Haus meiner Verwandten von der SS beschlagnahmt worden. Alle mussten heraus in ein paar Stunden. Nur einen Handkoffer mit dem Nötigsten durfte man mitnehmen. Nun war ich alles los.

Im Juni 1942 kamen für deutsche Juden bis zum Alter von 45 Jahren die ersten „Aufrufe“ heraus, sich für den Arbeitseinsatz in Deutschland zu melden. Natürlich meldeten sich sehr wenige, das passte den Nazis nicht und man fing an, die Menschen, Frauen und Männer, alt oder jung, gesund oder krank, blind und lahm, aus den Wohnungen zu holen, zum Arbeitseinsatz. Selbst die jüdischen Krankenhäuser wurden evakuiert. Es war furchtbar, wie die Menschen behandelt wurden.

Meine Mutter und Tante wurden im Juli 1942 von Bielefeld aus deportiert, natürlich habe ich nie wieder von ihnen gehört. Meine Schwester und ihr Mann wurden Ende 1942 ins Camp Westerbork gebracht und wurden im September 1943 nach Polen deportiert, nach Auschwitz oder Sobibor. Mit demselben Transport wurden auch meine Verwandten mit ihren Familien weggeschickt.

Die Razzien in Amsterdam nahmen zu, die grauenhaftesten Szenen spielten sich ab - und was tat die SS und ihre holländischen Kollaborateure? Sie schlugen noch auf die armen Menschen ein. Jeden Tag Verfolgungen, und die Leute, die sich versteckt hatten und meistens verraten wurden, wurden noch unmenschlicher behandelt, sie wurden automatisch „S“ oder Straffälle.

Für uns kam nun die Zeit „unterzutauchen“. Falsche Papiere und Ausweise hatten die meisten von uns für viel Geld erkauft - was man noch hatte, wurde dafür verkauft. Um diese Zeit waren die holländischen „Untergrundbewegungen“ noch nicht so gut organisiert und darum konnte man noch nicht viel Hilfe von ihnen erwarten.

Nun kam der Tag im November 1943, als eine Gruppe von ca. zwölf jungen Männern mit falschen Wehrmachtspapieren, O.T.-Ausweisen und Reiseerlaubnissen einen Zug in Amsterdam bestieg, um via Den Haag und Brüssel nach Paris zu fahren. All das zum ersten Mal in den Jahren ohne den „gelben Stern“, was uns sofort zu „S“-Fällen gemacht hätte, wenn die SS uns geschnappt hätte. Natürlich war man ein wenig nervös, denn man konnte die Fahrt kaum als ein Abenteuer betrachten.

Frankreich 1943-1945

Die Zugfahrt ging ziemlich glatt, obwohl an den verschiedenen Grenzen die Kontrollen sehr scharf waren und unerfreuliche Zwischenfälle auftraten. All dieses aufzuführen ginge zu weit. An der niederländisch-belgischen Grenze brauchte ich meinen Koffer nur aufmachen, der Beamte sagte „schon gut“ und die Kontrolle von Papieren und Koffer war zu Ende. Als die Kontrolle für mich vorbei war, bot mir der SS-Mann, der am Ende stand, eine Zigarette an, die ich annahm, worauf er bemerkte, dass ich wohl kaum ein „Erdarbeiter“ sei, nach meinen Händen zu urteilen. Ich fand schnell eine Ausrede und konnte in den Zug gehen. Das war mein erstes Erlebnis unter meinem falschen Namen, aber eine gute Lehre. Nach einiger Zeit waren wir wieder alle im Zug und es ging nach Antwerpen, wo wir bis abends auf den Nachtzug nach Paris warteten. Um nicht als Gruppe den ganzen Tag auf der Straße zu sein, gingen wir alle ins Wehrmachtsskino, nachdem wir in einer Wehrmachtsskantine gegessen hatten. Alles war umsonst, dank unserer falschen Papiere. Obwohl die Angst, entdeckt zu werden, immer da war, war die Antwerpener Erfahrung eine gute Lehre.

Man musste sich schnell daran gewöhnen, dass alles, was man tat, vom „neuen Namen“ angefangen, eine Unwahrheit war. Nach etwa zwei Tagen in Paris, untergebracht in dritrangigen Hotels, kamen wir in der Nähe von Rouen auf eine Baustelle der „Organisation Todt“. Die belgische Firma, auf die unsere Papiere ausgestellt waren, „handelte“ nur mit „Fremdarbeitern“. Untergebracht waren wir in einem alten Gebäude

mit eingeschlagenen Fenstern, so genannte Betten waren auf jeder Seite in dem ziemlich großen Raum dreistöckig aufgestellt, ein alter Ofen diente als Wärmequelle. Die Verpflegung erfolgte, wie gewöhnlich durch die Wehrmacht. Auf der Baustelle mussten wir Gräben ziehen, das war alles. Wir wurden von der belgischen Firma bezahlt, es war ein kalter unerfreulicher Winter. Nach einiger Zeit wurden wir auf eine andere Baustelle gebracht und als Unterkunft diente ein altes leeres französisches Schloss, die Eigentümer waren längst geflohen. Anfang 1944 konnte die belgische Firma ihre Leute nicht mehr bezahlen und erklärte uns und vielen anderen holländischen Zwangsarbeitern, wir mussten uns im Rahmen der Kriegswirtschaft selbst neue Arbeit suchen.

Viele von uns gingen nach Paris, da es dort durch die Annoncen in den deutschen Zeitungen leichter war, eine Anstellungen zu finden. Ich muss noch erwähnen, dass aus unserer Gruppe keiner, mit zwei Ausnahmen, die wahren Namen der anderen wusste. Da die meisten von uns nur die falschen Namen kannten, war es seinerzeit gut, dass unsere Gruppe auseinander fiel - so verloren sich die Spuren. Mein Freund und ich fanden für ganz kurze Zeit eine Anstellung in Troyes, aber nach einigen Wochen waren wir wieder in Paris und jetzt versuchten wir, nach Bordeaux zu kommen, wo wir Freunde aus Amsterdam hatten. Die Reise von Paris nach Bordeaux, alles immer mit denselben falschen Papieren, war nicht sehr angenehm - mit deutschen Soldaten im selben Abteil. Aber auch das lag nach einer langen Reisenacht hinter uns. Durch Vermittlung unserer Freunde fanden wir ein Zimmer bei zwei älteren französischen Damen (107, Cour d' Albret). Mit Hilfe der Zeitungen der Kriegsmarine suchten wir eine Anstellungen. Ich antwortete auf eine Annonce, durch die jemand für Büroarbeiten bei einer Baustelle in Aix-les-Thermes gesucht wurde. Ich erwähnte, dass mein Freund auch Arbeit suchte, und sie nahmen ihn für ihre Baustelle in Font Romeu. Beide Orte waren in den Pyrenäen nahe der spanischen Grenze.

Die österreichische Firma verlangte allerdings unsere Lebensläufe. Für mich war das nicht einfach, denn nach meinen falschen Papieren war ich der Sohn holländischer Eltern, in Hamburg geboren (daher mein fließendes Deutsch), war aber mit meinen Eltern nach Niederländisch-Ostindien gegangen, wo sie eine Gummibaum-Plantage bei Medan auf der Insel Sumatra hatten. Ich war dann nach Holland zurückgekommen, um weiter Landwirtschaft zu studieren. Der Ausbruch des Krieges hatte dann die Verbindung mit Ostindien zerstört. Das war nun mein offizieller Lebenslauf. Natürlich half mir mein Freund mit dieser Geschichte, denn ich wusste nichts von Niederländisch-Ostindien. Nie wurden diese Papiere je überprüft und alles ging gut. Diese Firma hatte eine Menge Arbeiter engagiert für die Baustellen, meistens Spanier, die gegen Franco waren und nach Frankreich geflohen waren. Die so genannten „Vorarbeiter“ waren Deutsche oder Österreicher. So fuhren wir mit Autobussen in die Pyrenäen, die Arbeiter wurden in verschiedenen Häusern untergebracht, und die zwei Büroangestellten bekamen jeder ein Zimmer, das auch als Büro benutzt wurde. Von den Baustellen sah man wenig, auch die Arbeiter meistens nur, wenn sie bezahlt wurden. Dann kam auch der Chef mit seinen Sekretärinnen aus Bordeaux, um die Löhne auszuzahlen. Die Lohnberechnung war meine Arbeit. Alles wurde auf das Genaueste kontrolliert, damit uns und den Arbeitern nicht zuviel bezahlt wurde. Über die Lohnzahlungen gab es manche Auseinandersetzung zwischen den Sekretärinnen und mir, denn diese Frauen waren fanatische Nazis, eine war eine Deutsche, die andere Österreicherin.

Als ich die Arbeit annahm, hatte ich allerdings nicht gewusst, dass ich mit den deutschen Behörden ziemlich viel zu tun haben würde, denn für alles musste man Erlaubnis einholen, besonders da wir in einem so genannten Sperrgebiet (an der spanische Grenze) arbeiteten. Es war mir nicht angenehm, zwei- oder dreimal in der Woche in die Büros der Behörden zu gehen, da die meisten Beamten der SS angehörten. Meinen Akzent vom Holländischen ins Deutsche hatte ich in den Pyrenäen fallen lassen, da es schwierig war, immer darauf zu achten und keinerlei Fehler zu machen.

Sehr selten nahm der holländische „Untergrund“ Kontakt mit uns auf. Einer von den Leitern wusste aber immer, wo jeder von uns war, alle anderen Informationen wurden durch Mittelspersonen weitergegeben. Namen und Leute kannte man nicht, denn falls man von den Nazis entdeckt wurde, konnte man deren Fragen mit „ich weiß es nicht“ abtun.

Verschiedentlich kam ich in die unangenehmsten Situationen mit den deutschen Behörden, manches Mal lebensgefährlich. An einem regnerischen Sonntagnachmittag kamen einige von den spanischen Arbeitern zu mir und fragten mich, ob ich zu den Deutschen gehen wollte in eines ihrer privaten Häuser und fragen,

ob sie den Männern ihre Tischtennis-Sachen leihen könnten. Ablehnen konnte ich nicht und ging im Regen in das mir angedeutete Haus. Die Wache sagte mir: „Sie können alle in dem großen Zimmer finden, wo sie jeden Sonntagnachmittag gemütlich trinkend zusammen sind“. Als ich die Tür aufmachte und gerade im Zimmer war, hörte ich wie einer sagte: „Das ist auch ein Jude“. So plötzlich war ich auf Derartiges nicht vorbereitet, und ich musste mich wohl sehr verärgert haben, denn einer von ihnen fragte mich, ob mir nicht gut sei, da ich so bleich aussehe. Sie boten mir einen Stuhl an und gaben mir ein kleines Glas mit Cognac, nachdem ich ihnen erklärt hatte, dass ich auf einmal schreckliche Kopfschmerzen bekommen hätte. Die Unterhaltung ging weiter und es stellte sich heraus, dass einige der Männer der Ansicht waren, dass Präsident Roosevelt Jude sei. Als ich das hörte, ging es mir wieder besser. Auf ihre Fragen, was ich wollte, erklärte ich ihnen, warum ich gekommen war. Sie erfüllten den Wunsch der spanischen Arbeiter, ich dankte und ging, und die Männer, die draußen gewartet hatten, konnten die Tischtennis-Sachen mitnehmen. Allerdings dauerte es einige Zeit bis ich mich von dem Schrecken erholt hatte.

Ein anderes Mal ging ich abends durch das Hotel, als mich einige von diesen Beamten riefen, ich sollte mit ihnen ein Glas Wein trinken. Das Angebot konnte ich nicht ablehnen und so bekam ich ein Glas Rotwein. Die Unterhaltung war nicht sehr anregend, bis auf einmal einer von ihnen zu mir sagte: „Wenn dieses Glas voll wäre mit Judenblut, würde ich es noch viel lieber austrinken“. Ich erwiderte, dass ich nicht so blutdurstig sei, bedankte mich, stand auf und ging. Die meisten dieser Männer waren in meinem Alter, aber in ihren SS-Uniformen kamen sie sich sehr stolz und mutig vor. Hier konnte man wieder sehen, was die Propaganda und Judenhetze aus jungen Menschen machen konnte.

Ein anderes Mal fragte mich einer der „höheren“ Beamten, wieso ich so gut deutsch spreche, die Antwort war: „Das lernt man bei uns in der Schule, zudem höre ich, dass Sie perfekt französisch sprechen mit Pariser Akzent“. Das beendete das Gespräch recht schnell. Ich war noch oft in unangenehmen Situationen, aber dieses würde ein Buch werden, wenn ich all das niederschreiben würde und das ist nicht meine Absicht. Zudem schreibe ich nur auf, woran ich mich bestimmt erinnere.

Inzwischen war der Betrieb dieser Firma in Bordeaux in andere Hände übergegangen, an einen anderen österreichischen Bauunternehmen. Dieses Unternehmen versetzte Büroangestellte und Arbeiter nach Tarascon-sur-Ariege, ebenfalls am Rande der Pyrenäen. Auf einmal waren wir vier Büroangestellte, die kaum noch etwas zu tun hatten. In Tarascon hatte man weniger mit den Nazi-Behörden zu tun, aber sie waren da und man musste nach wie vor vorsichtig sein. Allerdings konnte man „den Herren vom Dienst“ anmerken, dass der Krieg nicht so verlief, wie sie es sich vorgestellt hatten, besonders nach der erfolgreichen alliierten Invasion im Juni 1944. Es dauerte noch einige Zeit bis zum Einbruch der Alliierten in Südfrankreich, und eines Tages waren die Deutschen verschwunden. Man hörte, dass sie teilweise nach Spanien gegangen waren oder versuchten, nach Deutschland zu kommen. Wie dem auch sei, wir waren endlich „frei“, der Alldruck und die Ängste der vielen Jahre war nicht mehr und man zitterte nicht mehr jeden Tag davor, entdeckt zu werden.

Nach einigen Wochen wurden wir von den holländischen Konsulaten aufgefordert, nach Paris ins „Centre d'Hebergement pour Repatriement au Pays Bas“ zu kommen. Möglichst rasch sollten nicht nur die Holländer, die in Frankreich untergetaucht waren, sondern dann bei Kriegsende auch die nach Deutschland verschleppten Zwangsarbeiter und die Überlebenden aus den Konzentrationslagern nach Holland zurückkommen. Viele der jungen Holländern meldeten sich zunächst freiwillig zum holländischen Militär. Das konnte ich allerdings nicht tun, da ich nicht die holländische Nationalität besaß. Aber auch alle Staatenlosen, die vor dem 10. Mai 1940 in Holland ansässig gewesen waren, konnten zurück nach Holland. Ich selbst bekam eine Anstellung in dem „Centre d' Hebergement“ mit allen Vorrechten und Verpflichtungen und blieb in Paris bis diese Arbeiten beendet waren.

Anfang 1946 ging ich zurück nach Amsterdam, fand dort Arbeit und fing an, meine Auswanderung in die USA zu betreiben. Verwandte von mir stellten die Bürgschaften, die man nötig hatte, und im Juni 1947 war es mir möglich, in die USA einzuwandern. Nach all den schrecklichen Begebenheiten seit 1933 kam ich in ein freies Land, das mir Gleichberechtigung und Erfolg verschaffte.